



„München ist bunt“:
Lichterkette für Frieden,
Toleranz und Versöhnung
unter den Religionen
vor der Münchner Ohel-
Jakob-Synagoge, 2015.

Foto: Johannes Simon/SZ Photo

Schreckliche Vergangenheit – unrühmliche Gegenwart

Immer „das Andere“, immer „das Fremde“: Untersuchungen zeigen, dass **Antisemitismus und Islamophobie** oft übereinstimmende Argumente und Stereotypen zugrunde liegen.

Von **Farid Hafez**

Der Vergleich von antijüdischem und antimuslimischem Rassismus ist im deutschsprachigen Raum weit verbreitet und gleichzeitig heftig umstritten. Erstmals wurde dieser Vergleich 2008 im Rahmen einer akademischen Konferenz in Berlin breiter thematisiert. Der damalige Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung, Wolfgang Benz, erklärte, wie auch in späteren Schriften, warum er eine solche vergleichende Perspektive für wichtig hält: „Aus der Perspektive der Vorurteilsforschung ist das Phänomen der Islamfeindschaft deshalb interessant, weil weithin mit Stereotypen argumentiert wird, die aus der Antisemitismusforschung bekannt sind: etwa der Behauptung, die jüdische bzw. die islamische Religion sei inhuman und verlange von ihren Anhängern unmoralische oder aggressive Verhaltensweisen gegenüber Andersgläubigen.“

Die Schwierigkeit des Vergleichs

Dass eine solche vergleichende Perspektive viele Emotionen hochkommen lässt, liegt nahe. Wie bei jedem anderen Vergleich, insbesondere, wenn er eine schreckliche Vergangenheit mit einer unrühmlichen Gegenwart verbindet, handelt es sich hier nicht nur um eine akademische, sondern auch um eine politische Frage. Etwas zu vergleichen bedeutet, es in einen Zusammenhang zu stellen, selbst wenn am Ende das Ergebnis zeigt, dass sich die zwei miteinander verglichenen Sachverhalte unterscheiden. In diesem Falle ist es die Schuld des nationalsozialistischen Regimes und damit der Vorfahren vieler Menschen in Ländern wie Deutschland, die schwer wiegt. Indem die beiden Themen zusammengeführt werden, eröffnet sich die Möglichkeit der Wiederholung des Holocaust, auf den der Antisemitismus im kollektiven Gedächtnis oft fälschlicherweise reduziert wird.

Anders aber ist es, wenn – wie in den USA – die Islamophobie mit dem Antikatholizismus verglichen wird, wie es der Religionswissenschaftler José Casanova 2009 in seinem Buch „Europas Angst vor der Religion“ tat. Die Tatsache, dass der Antikatholizismus überwunden wurde und Katholikinnen und Katholiken heute in den USA keine Diskriminierung mehr erfahren wie noch vor 50 Jahren, erlaubt es, auch in der Islamophobie ein überwindbares Phänomen zu sehen. Ein solcher Vergleich fällt dann um einiges leichter.

Ausschluss aus dem konstruierten „Wir“

Insbesondere in Deutschland, wo Antisemitismus historisch eine wichtige Rolle spielte und tief in der Geschichte der Gesellschaft verankert ist, betonten viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die geteilten Muster von Argumenten, Bildern und Diskursen, die für den Ausschluss von Jüdinnen und Juden sowie Musliminnen und Muslimen aus dem konstruierten „Wir“ eingesetzt werden. Sabine Schiffer und Constantin Wagner waren die Ersten, die 2009 mit „Antisemitismus und Islamophobie“ eine umfangreiche Studie übereinstimmender Muster in antisemitischen und islamophoben Diskursen vorlegten. Darin identifizierten sie „kollektive Konstruktionen, Entmenschlichung, Falschinterpretation religiöser Imperative (Beweis durch ‚Quellen‘) und Verschwörungstheorien“. Die „Parallelgesellschaft“ von Musliminnen und Muslimen wird zu dem, was der jüdische „Staat im Staat“ in europäischen Gesellschaften war.

Wie die Politikwissenschaftlerin Jana Kübel im Jahrbuch für Islamophobieforschung gezeigt hat, ist die Verknüpfung mit der Religion die grundlegende gemeinsame Basis von Antisemitismus und Islamophobie. In einem Moment ist der Islam



Gegen Hass und Rassismus: Musliminnen demonstrieren bei der #unteilbar-Demo in Berlin, 2018.

eine Religion, im nächsten ist er eine Kultur, immer ist er aber etwas Fremdes. Religion wird zum roten Faden zwischen Antisemitismus und Islamophobie. Die fremde Religion wird zu einem anti-modernen Objekt. Die islamische Gemeinschaft (*ummah islamiyya*) wird das Objekt, das der Nation gegenübersteht, genauso wie es die weltweite jüdische Gemeinschaft war. Während der globalen jüdischen Gemeinschaft nachgesagt wurde, Macht durch den Zugang zu Kapital erlangt zu haben, vollziehe sich die Islamisierung der Welt angeblich über demographische Entwicklungen, Selbstjustiz und etliche dschihadistische Projekte. Hinter Moscheen und Synagogen lauere die Parallelgesellschaft, die mit der Mehrheit inkompatibel sei. Die Forderungen nach Anpassung hinsichtlich der Art und Weise, wie Moscheen und Synagogen gebaut werden sollen, basieren auf einem Wunsch nach Homogenität und nationaler Reinheit. Kübel diskutiert aber auch offensichtliche Unterschiede, wie etwa das Bild von Frauen: Genderspezifische Islamophobie repräsentiert den Islam als männliche Religion, die Frauen unterdrückt. Demgegenüber ist das Judentum in antisemitischen Gedanken eine weibliche Religion, mit der Frau als einer sexualisierten Verführerin.

Rhetorische Parallelen

Tatsächlich sind die rhetorischen Parallelen im deutschsprachigen Kontext beinahe zu offensichtlich, wie die folgenden zwei

Die Verknüpfung mit der Religion ist die grundlegende gemeinsame Basis von Antisemitismus und Islamophobie.

Beispiele illustrieren. Die rechtspopulistische Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ) nutzte im Wahlkampf 2004 den Slogan „Wien darf nicht Istanbul werden“. 1994 war der Slogan „Wien darf nicht Chicago werden“ eingesetzt und damit auf die schwarze Bevölkerung in Wien angespielt worden. Hierbei ist interessant, dass der Lehrmeister von Adolf Hitlers Antisemitismus, der Wiener Bürgermeister Karl Lueger, die Parole „Wien darf nicht Jerusalem werden“ prägte, auf die vielen jüdischen Menschen in der Stadt anspielend (von denen manche eher traditionell denn assimiliert waren). Ein weiteres Beispiel ist der Diskurs der „Verjudung“. Während Adolf Hitler sozialistische Parteien als „verjudet“ bezeichnete, erklärte die FPÖ während der Wiener Wahlkämpfe, dass die Sozialdemokratische Partei in Wien eine islamistische Partei sei. Musliminnen und Muslime würden die Partei übernehmen und darin die Macht an sich reißen. Die Sozialdemokraten würden das Land islamisieren und Frauen unterdrücken. Ein Wahlkampfslogan besagte: „Wir schützen freie Frauen. Die SPÖ den Kopftuchzwang.“

Auch wenn es sehr interessant ist, sich diese Konstruktionen näher anzuschauen, da sie wichtige Einsichten in die diskursive Schaffung des Anderen gewähren, ist es wichtig, im Kopf zu behalten, dass Bilder des Anderen in Antisemitismus und Islamophobie sehr unbeständig sind und sich je nach den Interessen der antisemitischen und der islamophoben Person leicht verändern können. Daher sollten Diskurse, obschon die Frage nach Ähnlichkeiten und Unterschieden in einem konkreten Diskurs

Foto: Jochen Eckel/picture alliance

Trauer am Tatort: Ein rechtsextremer Täter tötete im Oktober 2019 beim Angriff auf die Synagoge und ein Döner-Schnellrestaurant in Halle zwei Menschen.



hilfreich sein kann, um Ausschluss-Praktiken zu verstehen, nicht als ein Selbstzweck behandelt werden.

Vorurteile schaffen Bilder

Und das führt zu einer weiteren wichtigen Anlehnung der Islamophobieforschung an die Antisemitismusforschung bzw. die zeitgenössische Rassismusforschung. Jean-Paul Sartre konstatierte in seinem Werk „Betrachtungen zur Judenfrage. Psychoanalyse des Antisemitismus“ von 1948 treffend: „Wenn es keinen Juden gäbe, der Antisemit würde ihn erfinden.“ Seiner Meinung nach schaffe „nicht die Erfahrung den Begriff des Juden, sondern das Vorurteil fälscht die Erfahrung“. Für Sartre ist also das, was die Vorstellung von „Juden und Jüdinnen“ ausmacht, nicht an deren Sein abzulesen. Vielmehr bestimme die Vorstellung, wie über das Jüdische gedacht werde. Das Bild vom Jüdischen sagt somit viel eher etwas über die Vertreter des Antisemitismus aus, als dass es etwas über Jüdinnen und Juden aussagen würde. Die Umdeutung der „antisemitischen Frage“ in eine „jüdische Frage“ ist damit als eine Strategie des Antisemitismus zu entlarven. Auf die Islamophobie übertragen bedeutet dies, dass das reale Verhalten von Musliminnen und Muslimen das Bild der Islamophoben nicht zu ändern vermag. Vielmehr müsste das Bild geändert werden, das aber von den Islamophoben selbst geschaffen wurde, um einen bestimmten Zweck zu erfüllen. Der Fokus habe deswegen auf der Dominanzgruppe zu liegen, die diesen Rassismus zur Erhaltung ihrer Privilegien produziert. Mit diesen Fragen beschäftigen sich insbesondere die Kritischen Weißseinstudien sowie intersektionale Ansätze in der Rassismusforschung, die die Kategorie Rasse mit weiteren Kategorien wie Geschlecht und insbesondere Klasse gemeinsam untersucht.

Foto: Lutz Winkler/mago images

Antisemitismus und Islamophobie sind dabei nicht nur im Hinblick auf historische Fragen von Bedeutung, sondern auch im Zusammenhang mit aktuellen Ereignissen. Nichts hat dies so sehr verdeutlicht wie die Kampagne von Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán gegen George Soros. Dieser Diskurs imaginiert – in den Worten Orbáns – Soros als einen Akteur, der „Geld, Menschen und Institutionen [aufbringt], um Migranten nach Europa zu bringen“. Er plane eine Islamisierung Europas.

PD Dr. Farid Hafez

lehrt und forscht an der Abteilung Politikwissenschaft der Universität Salzburg. Zudem ist er Senior Research Fellow bei The Bridge Initiative an der Edmund A. Walsh School of Foreign Service der Georgetown University in Washington D.C. Seine Forschungsschwerpunkte sind Staat-Kirche-Beziehungen, Jugendkultur und soziale Bewegungen sowie Rassismus.

Bei der Tagung „Juden und Muslime in Deutschland vom 19. Jahrhundert bis heute“, die Michael Brenner (LMU München/Leo Baeck Institut/BAdW) gemeinsam mit dem Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin Anfang 2020 in der BAdW durchführte, hielt Farid Hafez einen Vortrag über „Antisemitismus und Islamophobie in Deutschland und Österreich“. Ein Tagungsband mit allen Beiträgen ist in Vorbereitung.